

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 179.

Donnerstag, 3. August.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(Schluß.)

Roman von Hedda von Schmid.

(Nachdruck verboten.)

Fred küßte ihr die Hand. Er war froh, damals nicht impulsiv gehandelt zu haben. Er gönnte dem schlanken, dunkelhaarigen Mädchen mit dem leisen Hauch des Verblühens auf den feinen Augen alles Glück der Erde . . .

„Lieber Herr Doktor“, sagte Konsul Löhndt gütlich, „was ihr verliebten Leute doch närrisch seid: um sich zu verloben, müßten Sie extra hier nach Dahme herausfahren — das hätten Sie in Berlin doch längst haben können.“

„Ja, Herr Konsul“, erwiderte der Doktor lächelnd, „Verliebte tappen oft im Dunkeln herum und übersehen das Nächstliegende, was anderen schon lange kein Geheimnis mehr ist.“

„Ja so“, meinte der Konsul humoristisch, „es ist auch schwer, sich in einem Jungmädchenherzen auszukennen.“

Er dachte hierbei an seine Tochter.

Es dunkelte. Langsam stieg der Mond aus den Wassern empor, als sich die Yacht nach schneller Fahrt dem Brodterer Ufer wieder näherte.

Henrika saß stumm in einem der bequemen Bordstühle und blickte auf das Blinkfeuer von Dahmshöft, das wie ein leuchtender Diamant aufblitzte, um sofort wieder zu verlöschen und aufs neue aufzglühen. . . .

Fred trat zu ihr und lehnte sich an die Reeling.

Sie waren hier außer Gehörweite der anderen.

„Henrika“, sagte er trotzdem so leise, daß sie aufhorchen mußte, um ihn zu verstehen, „wissen Sie, daß es eine Zeit für mich gab, wo ich wiederholt im Lichtspieltheater war, um Sie als Karen in der Flucht der Gräfin Uhlfeld zu sehen. Ich wollte Sie studieren, denn Sie sind mir von jeher ein Rätsel gewesen.“

„Ah — meine Bombenrolle“, warf sie leicht mit einem spöttischen Anflug in ihrer Stimme hin. Eine heiße Blutwelle stieg ihr bis in die Schläfen. War es denn möglich — Fred ihretwegen im Lichtspieltheater.

„Ja“, fuhr er ernsthaft fort, „ich suchte Verständnis für Ihre Kunst zu finden.“

„Nun — und . . . ?“

„Es ist mir auch zum Teil gegliedert — vielleicht fehlt mir das richtige Anempfinden, das erst zum vollen Verständnis für den anderen führt.“

Sie schwieg. Wo das Verständnis versagt, da gibt es eine Brücke, — die Liebe, schoss es ihr durch den Sinn — — .

„Wann dürfen wir Sie in Berlin begrüßen“, fragte er in erhöhtem Ton, kühl, fast geschäftsmäßig.

„Das zu bestimmen, steht vorderhand nicht in meiner Macht“, ging sie auf seine veränderte Tonart ein. „Ich stehe wiederum in Unterhandlungen mit der dänischen Filmgesellschaft, für die ich bereits einmal verpflichtet war.“

„Henrika“, fuhr er auf, „Sie wollen —“

„Bitte, Fred, die Filmprinzessin heißt nach wie vor, „Henrika dy Santos!“ — Sie brauchen nicht zu fürchten, daß Baronin Strodtmann auf den Programmen stehen wird.“

Er biß sich zornig auf die Lippen.

„So war es nicht gemeint“, sagte er, seinen Unmut, seine Enttäuschung begivingend, „ich achte Ihre Kunst, Henrika, aber Sie haben meiner Mutter versprochen —“

„Ihr Gast zu sein, gewiß, ich werde auch mein Wort halten, aber erst wenn ich einem früher gegebenen Versprechen nachgekommen bin. Sie wissen, daß ich Heino Gestern unendlich viel Dank schulde. Er nahm sich meiner an, als —“

„Wir anderen, die wir Hans Gröning nahe gestanden hatten, keinen Finger für Sie rührten, Henrika“, fiel er ihr ins Wort, „Sie wären im Recht, wenn Sie jetzt Gleiche mit Gleichen vergelten wollten und uns jetzt einfach den Rücken kehren . . .“

„Bitte, lassen Sie mich ausreden, Fred, es ist selbstredend in erster Linie die Dankbarkeit für Heino Geltern, die mich dazu treibt, in einem Filmdrama, daß er verfaßt hat, die Hauptrolle zu kreieren. Mich interessiert jedoch auch die schwierige Aufgabe, die in dieser Rolle an mein Können ge stellt wird. Ich will den hohen Ansprüchen gerecht werden. Es treibt mich mit unbesieglicher Macht dazu. Die Filmgesellschaft macht von meiner Mitwirkung die Annahme des Dramas abhängig. Ich werde nicht um Geld spielen, um meinem treuen Helfer in der Not meine Dankbarkeit abzutragen, sondern aus dem tiefinnerlichen Bedürfnis, die Gestalt der Heldenin, in die ich mich in eingehendem Studium bereits hineingelegt habe, zu verkörpern. Bevor ich nicht diese Aufgabe gelöst habe, kann ich keinen Termin für Berlin in Aussicht nehmen.“

Fred gab keine Antwort. Er fühlte, hier stand ein fester Willen dem seinen entgegen. . . . Womit sollte er auch Henrikas Entschlüsse bekämpfen . . . ? Er besaß keine Macht über sie. Sie konnte, wenn es ihr belieben sollte, von ihnen gehen, die äußerlichen, verwandtschaftlichen Bande, die sie an ihn und seine Mutter knüpfen, nach Gefallen aerrissend.

Sie war eine freie, unabhängige Künstlerin. . . . Nicht durch die spanische Erbschaft, durch ihre Kunst war sie frei geworden von allen Rücksichten den Verwandten ihres verstorbenen Gatten gegenüber.

„Meine Mutter wird sehr traurig sein, daß wir Sie noch eine Weile werden entbehren müssen“, sagte Fred einfach . . .

Einige Minuten später legte die Yacht an ihrer Landungsstelle gegenüber dem Leuchtturm an.

Im September, in den Herbstferien wurden Theo und Doktor Haendler in aller Stille getraut.

Ein kleines Hochzeitsmahl vereinigte die weniger Gäste im Heim der Neubermählten.

Ein unerwarteter Hochzeitsgäst war noch in letzter Stunde gekommen — Heino Geltern. Er hatte sich ausgebettet, die Hochzeitstafel und die ganze Wohnung mit Blumen zu schmücken — das war sein Hochzeits-

geschenk für Thea, eine Erinnerung an alte, goldene Zeiten, wo er sich die Blumenpenden für das heimlich heizgeliebte Mädchen zusammengehungert hatte.

Er brachte ritterlich Tante Liete in ihr Stift im Vorort von Berlin, in das sich die alte Dame heute nach Schluss der kleinen Familienfeier zurückzog. Als sie im herbstlichen Abend im Auto dahinfuhren, sagte Tante Liete, ihre Hand auf die Heinos legend:

„Guter Heino, Sie haben, wie es scheint, kein Glück bei den Frauen. Wenn Sie sich doch wenigstens eine Braut aus Amerika mitgebracht hätten.“

„Doch, Tante Liete, ich habe Glück“, erwiderte Heino, über dessen künstlerische Leistungen die Zeitungen nur Lobendes berichteten, und es zuckte bei seinen Worten selbst am über sein hageres hartloses Gesicht — „die Dame meines Herzens ist sogar sehr vornehm und sehr alt — beinahe so alt wie unsere Erde.“

„Reden Sie keinen Quatsch, guter Heino. Sie haben doch bloß genippt am Seit und behauptet, Sie vertragen ihn nicht, und nun —“

„Die Dame meines Herzens“, wiederholte Heino Gelters mit Betonung, „ist die Kunst, und die duldet keine Rivalin.“

— — — — —
Fred Delarue starrte die Depesche an, überlas sie zwei, dreimal: „Henrika hoffnungslos. Bitte sofort Kalmar kommen. Amalie Schimmelbeck.“

Zwei Stunden später saß Fred im Buge.

Endlos schlichen die Stunden der Fahrt dahin. Der nächste Weg nach Kalmar war eine halbe Ewigkeit für ihn, der sein Gehirn mit Zweifeln und Befürchtungen zermarterte.

Es war ja kein Zweifel mehr — das kleine Wort „hoffnungslos“ zerstörte den letzten . . .

Fred wußte, daß Henrika seit Wochen in Kalmar beruflich beschäftigt war. Sie hatte wiederholt seiner Mutter von dort aus Nachrichten gesandt. Für ihn war jedesmal ein Gruß mit dabei gewesen. Sie hatte geschrieben, daß sie mit Leib und Seele bei ihrem Spiel sei — es galt diesmal eine Frauengestalt aus der nordischen Geschichte zu verkörpern — die schöne Freundin König Eriks des Wahnsinnigen, der auf Schloß Kalmar residiert hat. Die geschichtlichen Vorgänge aus ferner Zeit hatte Heino Gelters mit viel Bühnengeschick zu einer fesselnden, dramatischen Handlung verwohnen. Den Mittelpunkt der Handlung bildete das alte Schloß Kalmar, das sich auf einer Insel dicht bei dem kleinen, verträumten Städtchen mit seinem rege besuchten Hafen erhebt.

Was war mit Henrika geschehen? Fred kannte ihre Tollkühnheit — Frau Schimmelbeck hatte oft darüber geklagt, daß Henrika mit der Gefahr spiele . . . War sie in der Ausübung ihres Berufs verunglückt? Die Dual dieser unbeantworteten Fragen wurde, je länger die Fahrt dauerte, um so unerträglicher. Endlich war Alvesta passiert, und der Zug brauste Kalmar entgegen.

In einem Hotel nahe am Hafen hatte Henrika Wohnung genommen. Es hatte ihr durch seine Sauberkeit und Alttümlichkeit gefallen. Dort in einem hohen, hellen Zimmer im oberen Stock lag sie, fiebrhafte Erwartung in den wunderschönen Augen, aus denen noch immer der starke Wille sprach: „Ich biege mich nicht, aber ich breche auch nicht!“

Nun stand der Tod zu Hauften ihres Lagers, seine Knochenfaust redete sich nach dem jungen, blühenden Leben aus . . . Was half Henrika dy Santos aller Wille zum Leben — zum Glück . . . Vielleicht aber war es ein Glück für sie, daß sie jetzt ging, gerade jetzt, bevor neue Konflikte über sie hereinbrachen.

„Fred“, wie ein Hauch kam es von ihren Lippchen. Sie wollte ihre Hand heben, ihn entgegenstrecken, aber die schlanken, blässen Finger waren gelähmt.

Der Sturz von der schmalen Treppe im alten Schloß hatte die Wirbelsäule verletzt, es war keine Rettung,

keine Hilfe möglich, selbst wenn aus allen Städten der Welt die berühmtesten Ärzte herbeigekommen wären, es wäre vergeblich gewesen, Henrika selber fühlte es, daß ihr Leben nur noch nach Stunden zählte. Sie hatte nur noch einen Wunsch auf Erden gehabt, den, Fred wiederzusehen. Ihr Reichtum sollte Armen und Armut zugute kommen — Fred sollte darüber bestimmen — an der Schwelle zum Jenseits wußte Henrika, daß ihre Liebe Fred Delarue gehörte, vielleicht immer, immer gehört hatte, ihr selber unbewußt. — Ihr Hass gegen ihn war Liebe gewesen, — — daß sie ihr nun an ihr Sterbelager hatte rufen lassen, war wie ein Geständnis . . . Was sollte sie wohl noch scheuen angesichts des Todes — er würde ihr leichter werden, wenn Fred ihre Hand in der seinen hielt.

„Fred“ . . .

Er beugte sich erschüttert über sie, er las alles in den groß zu ihm aufgeschlagenen Augen — — Jahre seines Lebens, seinen ganzen Millionenreichtum hätte er geopfert, um Henrika am Leben zu erhalten . . .

Großer Gott, mußte es denn sein . . . ?

„Henrika, mein Liebling“, flüsterte er, sie hörte die Worte nicht mehr, sie las sie von seinen zuckenden Lippen . . . Ein Lächeln schwieb um ihren Mund, brach aus ihren Augen . . . Dann seufzte sie tief auf — der starke Wille versagte, ein stärkerer, der unbarmherzige Knochenmann hatte ihn gebrochen . . .

Henrika dy Santos war tot. . .

— — — — —
Niemand, außer dem getreuen Schimmelchen, die für den Rest ihrer Tage bei der Baronin Strodtmann ein Asyl fand, wußte, was sich wortlos in Henrikas letzter Stunde zwischen der Sterbenden und Fred abgespielt hatte, niemand hätte ihm zugetraut, daß er, der momentwegen ruhig seinen Weg dahinschritt, unter schweren, seelischen Kämpfen einen Lebenstraum begraben hatte . . .

Es war Schicksalsfügung, daß die dänische Filmprinzessin das Patrizierhaus im alten Westen von Berlin niemals betreten sollte. Heino Gelters Drama erlebte keine Aufführung, da Fred im Einverständnis mit dem Dichter das Stück der Filmgesellschaft für eine Riesensumme abkaufte — es sollte keine andere die Rolle spielen, die Henrika dy Santos den Tod gebracht hatte.

Ein Jahr und darüber ging ins Land, da entschloß sich Fred, Irmgard zu fragen, ob sie versuchen wolle, sein treuer Lebenskamerad zu sein. Er könne ihr keine heiße Liebe bieten, er erwarte auch von ihr keine solche, aber er wolle sie trotzdem auf Händen tragen, wenn sie einwilligte, die Seine zu werden.

Das alte Haus der Delarues behielt seine Tradition — eine Patriziertochter zog als junge Herrin dort ein, und die alte Baronin, die aufzuhends immer fröhlicher und hinfälliger wurde, sie hatte Henrikas Tod nur schwer überwinden können — hatte die Freude, einen blonden Stammhalter und Enkel auf ihrem Knie zu schaukeln.

Aus der Kameradschaft zwischen Irmgard und Fred verspricht Liebe zu werden — sie wissen es beide.

Auf dem Friedhof in Kalmar ist das Grab Henrika dy Santos' das ganze Jahr hindurch mit Blumen geschmückt. Ihr Bild lebt in den Herzen derer, die ihr im Leben nahe gestanden, fremdartig und schön, vertraut und — unvergeßlich.

— Ende —



Wo Freundschaft ist, da ist aller Erdengüter Gemeinschaft. Denn wer einwilligt, daß kostlichste eines andern anzunehmen, seine Seele mit dem ganzen Schloß von Liebe und Vertrauen und jedem Blutstropfen, den ein Freund für den andern zu opfern bereit wäre, wie sollte der so niedrig denken, daß er das gemeine Hab und Gut zu teilen sich befähne, das von alem, was Menschen besitzen, das Allgemeinste und Liebloseste ist!

Bon! Siehe.

Himmelerscheinungen im August 1916.

Mit großen Schritten eilt unser Tagesgestirn jetzt dem Süden zu; nach seinem Stillstande (Solstitium oder besser Wendepunkte am 21. Juni) begann seine Südwärtbewegung zwar sofort, diese blieb aber zuerst für das bloße Auge unmerklich, beschleunigte sich jedoch bald mehr und mehr, und jetzt spüren wir schon deutlich, um wie viel die Sonne von ihrem höchsten Stande bei Sommersanfang herabgesunken ist. Damals betrug ihre Declination (Abweichung vom Äquator) $+ 23^{\circ} 27'$, am 1. August beträgt sie $+ 18^{\circ}$, aber am 31. August nur noch $+ 8^{\circ} 40' 5''$; die Abnahme erreicht also den großen Wert von $9^{\circ} 42' 5''$. Die Mittagshöhen der Sonne vermindern sich für die verschiedenen geographischen Breiten demgemäß in folgender Weise: für den Parallel von 54° (Norddeutschland) von 54° bis auf $44\frac{2}{3}^{\circ}$, für den Parallel von 51° (Mitteldeutschland) von 57° bis auf $47\frac{2}{3}^{\circ}$ und für den Parallel von 48° (Süddeutschland und Mittelösterreich) von 60° bis auf $50\frac{2}{3}^{\circ}$. Aus der Verkleinerung des Tagbogens der Sonne ergibt sich wieder eine Abnahme der Tageslänge von $15\frac{1}{2}$ bis auf $13\frac{1}{4}$ Stunden im Norden und von 15 bis auf knapp $13\frac{1}{2}$ Stunden im Süden. Durch die Dämmerungen erfährt die Tageshelligkeit indessen noch eine Verlängerung, die im Norden anfänglich 50, schließlich 48 Minuten, im Süden zuerst 54, zuletzt 47 Minuten morgens und abends beträgt.

Am 23. August, mit dem Übertritt der Sonne aus dem Kalenderzeichen des „Löwen“ in das der „Jungfrau“ (nicht zu verwechseln mit den gleichnamigen Tierkreisbildern, die gegen die Zeichen um etwa ein volles Bild zurück sind), geht die vierwöchige Zeit der Hundsstage zu Ende.

Unser Mond verändert im August seine Phasen zu folgenden Zeiten: Erstes Viertel am 6., um 10 Uhr 6 Min. nachmittags, Vollmond am 13., um 1 Uhr 0 Min. nachmittags, Letztes Viertel am 20., um 1 Uhr 58 Min. nachmittags, und Neumond am 28., um 6 Uhr 25 Min. nachmittags. Der Mond befindet sich am 12., um 10 Uhr 3 Min. vormittags, bei einem Abstande von 56.3 Erdhalbmessern von je 6378 Kilometern in seiner Erdnähe und am 24., um 6 Uhr 0 Min. nachmittags, bei einem Abstande von 63.6 Erdhalbmessern in seiner Erdferne.

Die Sichtbarkeit der großen Planeten, die während des ganzen Jahres 1916 im allgemeinen recht günstig liegt, bessert sich nach der vorübergehenden Beeinträchtigung während der beiden leichten hellen Monate im August schon wieder bedeutend. Venus und später auch Saturn gehören dem Morgenhimmel, Jupiter schon dem Abendhimmel und der ganzen übrigen Nacht an. Im einzelnen gestalten sich die Sichtbarkeitsverhältnisse folgendermaßen: Merkur, der erst am 28. Juli seine obere Sonnenkonjunktion durchlaufen hat, bleibt dem bloßen Auge verborgen. Sein Erdabstand verkleinert sich von 1.35 bis auf 1.09 Erdbahnhalbmesser oder Einheiten von je 149.48 Millionen Kilometer. Sein scheinbarer Durchmesser steigt dabei von $5.^{\circ}0$ bis auf $6.^{\circ}1$. — Venus erhebt sich im Bilde der „Zwillinge“ schon sehr früh, gegen 2 Uhr, als wunderbar strahlender Morgenstern über dem nordöstlichen Horizont, sie fulminiert in großer Höhe (ihre Declination wächst im August von $+ 17\frac{1}{2}^{\circ}$ bis über $+ 18^{\circ}$) am 1. um 9 Uhr 39 Min., am 31. um 8 Uhr 57 Min. vormittags. Ihr Erdabstand wächst von 0.40 bis auf 0.61 Einheiten, und ihr Scheibendurchmesser verkleinert sich von $41.^{\circ}8$ (etwa dem des Jupiter) bis auf $27.^{\circ}2$. Trotzdem hält sich ihre Helligkeit nahezu auf derselben Höhe, ja am 9. August, um 11 Uhr vormittags, erreicht Venus sogar ihren größten Glanz, der sie einem guten Auge bei Kenntnis ihres Standortes am Tage bei vollem Sonnenschein sichtbar macht. Es sei daher darauf hingewiesen, daß der Planet am Tage seines intensivsten Glanzes (am 9.) um 9 Uhr 32 Min. in großer Höhe (ungefähr so hoch über dem Horizonte wie zu dieser Zeit die rechte stehende Sonne) den Meridian durchschreitet, d. h. genau im Süden steht. Am 24. August, um 3 Uhr nachmittags, hat der Mond mit Venus Konjunktion; der Mond bleibt bei dieser nördlich von Venus, steht also am frühen Morgen noch nordwestlich (rechts oben) vom Morgensterne. — Mars, der jetzt dauernd eine Stunde nach der Sonne untergeht, bleibt dem unbewaffneten Auge verborgen; er taucht für dieses im gegenwärtigen Jahre überhaupt nicht wieder auf. Sein Ab-

stand von der Erde vergrößert sich von 1.88 bis auf 2.04 Einheiten, ist also schon sehr groß, am Monatsende etwa 300 Millionen Kilometer. Darum schrumpft der scheinbare Durchmesser dieses Planeten auch von $5.^{\circ}0$ bis auf $4.^{\circ}6$ zusammen.

— Jupiter geht im Bilde des „Widders“, in dem er am 25. rückläufig wird, täglich früher auf; er erscheint anfänglich vor 11, am Monatsende schon gegen $8\frac{1}{2}$ Uhr abends über dem östlichen Horizont und fulminiert recht hoch am 1., um 5 Uhr 33 Min., am 31., um 8 Uhr 38 Min. morgens. Während der ersten vier Stunden seiner Sichtbarkeit ist Jupiter der weitauß hellste Stern des ganzen Himmels; dann aber wird er von der ihm folgenden Venus noch überstrahlt. Diesem Planeten nähert sich die Erde im August von 4.77 bis auf 4.34 Einheiten; der scheinbare Durchmesser des Jupiter vergrößert sich von $88.^{\circ}2$ bis auf $42.^{\circ}0$. Um Mitternacht vom 18. zum 19. August kommt der Mond mit Jupiter in Konjunktion; der Mond bleibt bei dieser nördlich von dem Planeten, begleitet ihn aber während der ganzen Nacht. — Saturn taucht im Bilde der „Zwillinge“, nördlich von Venus, die ebenfalls in diesem Bilde steht und am 6. September mit ihm Konjunktion hat, um Monatsmitte aus dem Lichte der Morgenröte hervor; sein Aufgang erfolgt anfänglich gegen 8, schließlich schon gegen $1\frac{1}{2}$ Uhr früh. Der Planet fulminiert am 1. um 10 Uhr 59 Min., am 31. um 9 Uhr 16 Min. vormittags in großer Höhe. Dem Saturn nähert sich die Erde von 10.01 bis auf 9.78 Einheiten. Der scheinbare Durchmesser seines Hauptkörpers wächst von $15.^{\circ}2$ bis auf $15.^{\circ}5$; die große Achse seines Ringsystems wächst von $37.^{\circ}5$ bis auf $38.^{\circ}4$, die kleine Achse dagegen verringert sich von $14.^{\circ}5$ bis auf $14.^{\circ}3$. Am 25. August, um 10 Uhr vormittags, hat der Mond mit Saturn eine sehr nahe Konjunktion; frühmorgens befindet sich die schmale abnehmende Mondichel aber noch nordwestlich (rechts oben) vom Saturn, der als Stern 1. Größe leuchtet. — Uranus gelangt im Bilde des „Steinbocks“ am 10. August, um 6 Uhr nachmittags, in Opposition mit der Sonne, fulminiert dann also um Mitternacht und bleibt während der ganzen Nacht sichtbar. Sein Erdabstand nimmt zuerst von 18.96 bis auf 18.94 Einheiten ab, danach wieder bis auf 19.00 Einheiten zu. Der Scheibendurchmesser dieses fernen Körpers beträgt nur $4.^{\circ}3$, seine Helligkeit ist 5. Größe. Man kann den Uranus daher mit bloßem Auge deutlich erkennen und findet ihn nahe nordöstlich (links oben) von dem etwas helleren Sternchen Iota des „Steinbocks“. — Neptun, der erst am 25. Juli in Sonnenkonjunktion war, kann auch mit Instrumenten noch nicht wieder beobachtet werden. Er weilt im Bilde des „Krebses“. Seine Erdabstände betragen am 1. 31.03 und am 31. 30.85 Einheiten; sein Scheibendurchmesser hat den Winkelwert von nur $2.^{\circ}5$.

Sternschuppen treten im August sehr zahlreich auf, das Maximum ihrer Häufigkeit fällt auf den 11. August, an dem die Erde den Schwarm der Perseiden durchschreitet. Vorläufer dieses Schwarmes zeigen sich aber schon an mehreren vorangehenden Tagen, ebenso Nachzügler an den folgenden Tagen.

Den Glanz des Fixsternhimmels vermindert das Mondlicht vorwiegend in der Zeit vom 9. bis 21. August (Vollmond 13. August). Hält man um 10 Uhr abends Umschau, so findet man nicht weniger als neun von den zwölf Tierkreisbildern ganz oder teilweise über dem Horizonte. Der Tierkreis bildet nämlich im August einen sehr flachen Bogen vom Ostsüdosten über den Süden bis zum Westen. Im Ostsüdosten gehen gerade die hellen Sterne des „Widders“ auf; diesen schreiten westwärts (rechts aufwärts) voran die „Fische“, der „Wassermann“, der „Steinbock“ und im Süden der „Schütze“, diesen wieder im Südwesten die hellen Gestirne des „Skerpions“ und der „Wage“. Im Westen steht die „Jungfrau“, einst Astraea genannt, mit dem funkelnenden Sterne Spica, d. i. die Auge der himmlischen Göttin, und diesem Bilde endlich geht der „Löwe“, soeben am Nordwesthorizont verschwindend, voran. Höher im Osten breitet sich der „Pegasus“ aus, und nahe dem Zenit erblidt man ostwärts den hellen Stern Deneb im „Schwan“, umflimmert vom Sternenschimmer der Milchstraße, und südwärts die Wega in der „Leier“. In halber Höhe des südsüdöstlichen Himmels strahlt Atair im „Schwan“ gleichfalls in der vom Südsüdosten sich aufwärts wölbenden Milchstraße, deren Verlauf jenseits des „Schwans“ im Nordnordwesten abwärts die Bilder der „Cassiopeja“, des „Perseus“ und „Aurumannes“ markieren. Biemlich hoch im

Westen zeigt Arthur im „Bootes“ sein wechselndes Farbenspiel, über ihm thront die „Krone“ mit dem Edelstein Gemma. Das weite Gebiet des Nordnordwestens bedeckt der „Große Wär“ mit seinen sieben schönen Hauptsternen, dem schon seit dem grauen Altertum bekannten Himmelswagen.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die verlassene Stadthygiene in Frankreich. Wie fehlt die sog. Kultur der Franzosen nur auf äußerlichkeiten aufgebaut ist und einen trügerisch glänzenden Eindruck bildet, hinter dem sich Zustände verbirgen, die mit den selbstverständlichen Forderungen der modernen Errungenschaften in Widerspruch stehen, läßt sich am besten bei näherer Betrachtung der Hygieneverhältnisse und der sanitären Einrichtungen in den französischen Städten erkennen. Wer jemals eine Reise durch Frankreich unternommen hat, kann bestätigen, daß die Reinlichkeit zu jenen Tugenden gehört, die bei den Franzosen, wie übrigens ja auch bei ihren lateinischen Bundesgenossen, den Italienern, nicht gerade einen Ehrenplatz einnehmen. Die beste Gelegenheit zum Studium dieser Zustände hatten unsere Feldgrauen, die die nordfranzösischen Städte besetzten. Überall wurde ein ausgesprochener Mangel an Reinheitsgefühl festgestellt, und es gab keinen Stadtbereich, in dem die Tätigkeit der Gesundheitsbehörden nichts zu wünschen übrig ließ. So konnten die deutschen Besuchermannschaften in Lille, wie J. Schwalbe in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ berichtet, den schlechten Gesundheitszustand und den Mangel an Körpersorge in der französischen Zivilbevölkerung beobachten. Bei Untersuchung der städtischen Wasserleitung wurden geradezu unglaubliche Zustände aufgedeckt. Von den an sich nicht schlechten Quellen wird das Wasser in Kanälen, die unverantwortlicherweise nach unten offen sind, zu dem Pumpwerk geleitet. Eine bakteriologische Untersuchung dieses Wassers ergab einen hohen Prozentsatz an schädlichen Keimen, der sich nach Regenfällen innerhalb kurzer Zeit auf das Drei- und Viertelste steigerte. Trotzdem waren auch die vorgefundene Kanalisationsverhältnisse. Die Kanäle sind während mehrerer Jahrhunderte entstanden, indem jeder Hausbesitzer für seinen eigenen Gebrauch ein Kanalstück errichten ließ. Daher sind die Querschnitte voneinander verschieden, und der Untergrund der Kanäle war der Durchsuchung preisgegeben. Vielfach fand man die hygienischen Verhältnisse der Städte in einer Weise vor, die sich durch nichts von den Zuständen in Toulon unterscheiden, wie sie der zum Studium der in Südfrankreich ausgebrochenen Cholera entstande Robert Koch im Jahre 1884 schilderte. „Toulon“, heißt es in diesem auch für die französische Gegenwart fast noch typischen Bericht, „besitzt keine Abfuhr, keine regelmäßige Kanalisation. Man kann sich keine Vorstellung von dem Inhalt und Geruch der Münzsteine machen. Trotzdem habe ich öfters beobachten können, daß die Einwohner Toulons vor ihrem Hause im Münzsteinkörper Scheuerlappen und dergleichen spülten.“ Wenn wir erfahren, daß nach den deutschen Feststellungen das Trinkwasser von Lille aus versumpftem Boden stammt und infolge von Rissen im Mauewerk oft auch mit Abflüssen der Kanäle in Berührung kam, so läßt sich wohl behaupten, daß die aller primitivsten modernen Kultur spottenden hygienischen Verhältnisse in Frankreich sich im Laufe der letzten Jahrzehnte kaum wesentlich verbessert haben.

Die weibliche Filmzensur in England. Die Frage, ob die Lichtspieltheater verderblich oder unschädlich oder der Unterhaltung wert sind, wird neuerdings in England eifrig besprochen. Die vielen Artikel und Zuschriften, die sich mit diesem Thema befassen, zeigen, daß die Meinungen fast so zahlreich sind wie die Persönlichkeiten, die sie äußern. Die Leute, die an Theatern und Varietébühnen geschäftlich interessiert sind, finden, daß die Filmbilder eine Gefahr für die Moral des ganzen Volkes darstellen. Die Leute wiederum, die ihr Geld im Filmgeschäft stecken haben, sind der entgegengesetzten Meinung und erklären, daß die Filmleinwand harmlose Belehrung und wertvolle Belehrung spendet. Die offiziellen Persönlichkeiten und das Publikum pendeln in ihren verschiedensten Abschätzungen zwischen diesen beiden ent-

gegengesetzten Polen hin und her. Die Richter aber, die Polizeibüro und die Jugendmissionen erklären immer wieder, daß die außerordentliche Zunahme der von Jugendlichen begangenen Verbrechen hauptsächlich auf den Besuch der Lichtspieltheater zurückzuführen sei, und immer lauter erschallt der Ruf nach einer neuen streng geregelten Filmzensur, die nicht nur für England, sondern für die ganze kultivierte Welt nachgerade ein dringendes Bedürfnis geworden sei. Nun tritt die „Daily Mail“ mit einer neuen Idee auf den Plan, indem sie den Vorschlag macht, ein Filmzensuramt zu errichten, dessen Mitglieder Frauen sein sollen. „Fraulos“, heißt es in diesem Vorschlag, „ist die Überwachung des Films in jedem Belang eine durchaus weibliche Aufgabe. Indem die Männer im Laufe der Zeit so gut wie ganz auf die Beaufsichtigung der Kinder verzichten und diese Pflichten den Frauen überlassen haben, geben sie selbst den Beweis dafür, daß dies eine Tätigkeit ist, die nur von weiblichem Instinkt bewältigt werden kann. Es darf nicht bestritten werden, daß nur eine Frau entscheiden kann, welcher Film sich für das kindliche Gemüth eignet, und welcher es verwerthlich zu beeinflussen vermag. Hierbei kommt es zum großen Teil darauf an, in welcher Weise der Film die kindliche Phantasie anregt; so wird man häufig finden, daß Filme, die an sich harmlos erscheinen, die Kinder verderben, indem sie ihrer Phantasie eine schädliche Richtung geben. Nur wer in die Phantasie der Kinder einzudringen vermag, ist fähig, eine wirklich zutreffende Filmzensur auszuüben. Die falsche Deutung, zu der viele Films Veranlassung geben, muß vor allem von der Zensurstelle erwogen werden. Bei der heutigen Beschaffenheit der Jugend kann man diese Frage garnicht als dringend genug für England bezeichnen, und so sei der britischen Regierung mit allem Nachdruck der Vorschlag gemacht, möglichst schnellstig zur Gründung eines weiblichen Filmzensuramtes zu schreiten.“

Das Öl als Kampfmittel gegen den Nebel. Eine der schwierigsten und beharrlichsten Feinde der Schifffahrt war seit jeher der Nebel, und zahlreiche Versuche, ein technisches Hilfsmittel gegen die durch ihn geschaffenen, dem Seeverkehr so widrigen Umstände zu finden, blieben stets erfolglos. Nunmehr soll es, nach den im „Prometheus“ wiedergegebenen Mitteilungen des Hydrographischen Amtes der Vereinigten Staaten gelungen sein, ein verwendbares Kampfmittel gegen den Nebel zu entdecken. Die Versuche, von denen das Hydrographic Bulletin berichtet, wurden in Frankreich angestellt, und zwar anfangs mit wechselndem Erfolg. Schließlich aber gelangte man zu dem Ergebnis, daß das Öl wirksam gegen den Nebel angewandt werden könne. Man versuchte, den Nebel auf Flußläufen zu zerstreuen, indem man auf dem Wasser eine Öldecke verteilte. Hierbei wurde festgestellt, daß zu diesem Zweck pflanzliche Öle sich am geeignetesten erwiesen. Das ausgeschüttete Öl bedeckt das Wasser mit einer sehr dünnen und gleichmäßigen Schicht, wodurch eine unmittelbare Verührung der kalten Luft mit dem wärmeren Wasser und das hierauf bewirkte Entstehen von Nebel hintangehalten werden kann. Wenn die Anwendung dieses Verfahrens tatsächlich praktisch in großem Maßstab durchführbar ist, könnte das Öl als Kampfmittel gegen den Nebel eine neue und hervorragend wichtige Bedeutung erlangen, und es wäre schließlich möglich, mit Hilfe umfangreicher Vorlehrungen auf vielbefahrenen Flüssen den Nebel so gut wie gänzlich zu entfernen. Der Bericht enthält auch die Schildderung eines solchen Versuchs, der von einem Kapitän in der Mündung des Paranafusses vorgenommen wurde. Der Dampfer war, stromauf fahrend, in der Flußmündung in so dichten Nebel geraten, daß er sich verankern mußte. Während dieser Fahrtpause wurden auf dem Dampfer einige Glasbehälter mit Ölivenöl umgeladen, wobei zwei Behälter zerbrachen, das Öl vom Deck auf das Wasser floß und von der Strömung über die Wasserfläche ausgetragen wurde. So entstand auf dem Wasser ein langer Ölstreifen, und die Schifffmannschaft stellte zu ihrem großen Erstaunen fest, daß über diesem Streifen der Nebel sich so lichtete, daß schließlich eine nebelfreie Gasse gebildet war. Auch bei anderen Gelegenheiten wurde die nebeldämpfende Wirkung des Öls auf der Wasserfläche sehr deutlich. Hierach ist scheinbar an dieser Verwendungsart des Öls nicht mehr zu zweifeln, wobei man allerdings verläßig noch den Wind und die Strömung wird berücksichtigen müssen.